

Gisela Zifonun

7. Satz – oberflächennah

Abstract: Das hier vorgestellte oberflächennahe Satzkonzept orientiert sich an der Definition der IDS-Grammatik: Sätze sind Konstruktionsformen, die mindestens aus einem finiten Verb und seinen Komplementen bestehen. Das semantische Korrelat des Satzes ist die Proposition, bestehend aus Prädikat und Argumenten. Die Unterscheidung der englischsprachigen Tradition zwischen *sentence* und *clause* bzw. die entsprechende Unterscheidung zwischen *proposition* und *phrase* im Französischen wird in diesem Ansatz durch die Opposition zwischen ‚Vollsatz‘ und ‚Teilsatz‘ erfasst. Oberflächenorientierte Satzdefinitionen können, im Gegensatz zu der hier vertretenen intern-syntaktischen Definition, auch – in syntaktischer Hinsicht – auf externen Merkmalen beruhen, nämlich auf orthografisch-prosodischen Merkmalen oder dem Kriterium der syntaktischen Unabhängigkeit gemäß Bloomfields bekannter Satzdefinition. In typologischer Perspektive zeichnen sich Sätze durch einen „satzkonstituierenden Akt“ (Sasse 1991, 77) aus bzw. eine spezifische morphosyntaktische Konstellation, die zum Ausdruck des Sachverhalts hinzukommen muss. Unter pragmatischer Perspektive ist der Satz die prototypische Mitteilungseinheit. Er kann dekontextualisiert werden, während andere Mitteilungsformen nur in ihrem jeweiligen Kontext interpretierbar sind. Ihrem semiotischen Status nach sind Sätze komplexe sprachliche Zeichen. Die ihnen zugrundeliegenden Regeln oder Konstruktionen hingegen haben keinen Zeichencharakter.

- 1 Probleme der Satzdefinition
- 2 Zu einer oberflächennahen Satzdefinition
- 3 Andere oberflächennahe Satzbegriffe
- 4 Der Satz und andere Redebeiträge
- 5 Einzelsprachliche und universale Aspekte
- 6 Der Status des Satzes
- 7 Zusammenfassung
- 8 Literatur

1 Probleme der Satzdefinition

Wie andere sprachbezogene Begriffe hat ‚Satz‘ in der nicht-fachlichen Kommunikation ein breites Anwendungsspektrum, das mit ganz unterschiedlichen, zum Teil einander ausschließenden linguistischen Fassungen des Terminus korrespondiert. Orientiert man sich an dem am Institut für Deutsche Sprache bereit gestellten „Deutschen Referenzkorpus“ (DeReKo), so finden sich beispielsweise Verwendungen, die

mit *Satz* auf eine Einheit der Rede abheben, ohne dass deren ausdrucksseitige Gestalt von Belang wäre. Man vergleiche etwa:

(1) [bezogen auf Günter Netzer] Noch nie in seinem Leben habe er einen *Satz* lieber gesagt: „Willkommen zurück, Monica Lierhaus!“ (Braunschweiger Zeitung, 07.02.2011)

In dieser Sehweise ist der Satz eine Einheit, die einen Redebeitrag ausmacht, oder auch eine Mitteilungseinheit (vgl. Dürscheid/Schneider 2015, 175) bzw. eine Äußerungseinheit; eine feste Terminologie existiert hier nicht. Häufig beziehen sich die Autoren auf komplexe Einheiten, die der Linguist als ‚Satzgefüge‘ (vgl. z. B. Duden-Grammatik 2009, 1021) bezeichnen würde:

(2) Hans Meyer hat also diesen einen *Satz* gesagt am Sonnabend im Bremer Weserstadion, und man hat diesmal nicht lange rätseln müssen. Meyer sagte: „Das, was wir in der Winterpause verändern konnten, hat nur für 20 Minuten gereicht.“ (Berliner Zeitung, 02.02.2004)

Auch der Terminus ‚Nebensatz‘ ist vielfach belegt; man vergleiche etwa:

(3) Eine Aussetzung der Show im kommenden Jahr ist RTL-Angaben zufolge nicht geplant, obwohl Dieter Bohlen der vielsagende *Nebensatz* „falls es noch einmal DSDS geben wird“ entglitten war. (dpa, 25.04.2012)

Ein Nebensatz wie dieser – in der linguistischen Rekonstruktion könnte man ihn bestimmen als ‚unselbständiger Teil eines Redebeitrags, der ein finites Verb enthält‘ – hat wenig gemein mit dem Verständnis von *Satz* als Redebeitrag, wie er etwa bei (1) vorliegt. Diese Vagheit oder auch Variabilität des Begriffs stört und behindert die gemeinsprachliche Kommunikation nicht. Wohl aber wirkt sie fort in den Definitionen, an denen sich Sprachwissenschaftler durch die Jahrhunderte versucht haben, indem diese sich mal an dieser, mal an jener begrifflichen Komponente aus dem Gesamtspektrum orientierten. Wie dabei vorgegangen wird, hängt von verschiedenen Faktoren ab, u. a. von:

- (i) der wissenschaftlichen Ausrichtung, der der Autor sich zuordnet
- (ii) der Zielsetzung, die mit der Definition innerhalb einer Theorie verfolgt wird

Unter Gesichtspunkt (ii) – auf Gesichtspunkt (i) werden wir später zurückkommen – ist beispielweise relevant, ob mit der Definition eine Kategorie gewonnen werden soll, die sich als Grundkategorie der Analyse von Texten (geschriebener Sprache) und/oder Diskursen (gesprochener Sprache) eignet, oder ob die Grundeinheit der Syntax einer Sprache oder auch aller Sprachen definiert werden soll. Im Folgenden werde ich mich der Tradition anschließen, in der der Satz als zentrale Einheit der Syntax einer Sprache (und in einem nächsten Schritt von Sprachen generell) betrachtet und auf diese Funktion hin definiert wird. Man mag einwenden, dies sei zirkulär, werde ‚Syntax‘ doch in deutscher Terminologie durch ‚Satzlehre‘ wiedergegeben, es werde

also nicht aus unabhängigen Eigenschaften eines Teilsystems der Sprache die Kategorie (nämlich der Satz) hergeleitet, sondern umgekehrt auf der a priori gesetzten Kategorie eine Lehre aufgebaut. Dem Wortsinn von griechisch σύνταξις nach handelt die Syntax allerdings generell von der ‚Zusammenordnung‘ sprachlicher Einheiten, ohne dass vom Satz die Rede wäre. Der Satz ist in dieser Konzeption – dies dient nur als Richtschnur für eine Definition – die zusammengeordnete Einheit einer Sprache schlechthin, möglicherweise sogar die maximale Einheit der grammatischen Zusammenordnung, die Einheit, bei der die grammatische Zusammenordnung ein Ende hat. Diese Überlegung ist auch der Hintergrund der so genannten rekursiven Definition des Satzes in der Generativen Grammatik oder anderen formalen Theorien, wo die Regeln des syntaktischen Teils der grammatischen Theorie ‚automatisch‘ festlegen, welche sprachlichen Entitäten unter die Kategorie S für ‚Satz‘ fallen. Dies findet noch seinen Reflex in der als Alternative zur ‚intensionalen‘ Hauptdefinition (vgl. weiter unten) angebotenen Bestimmung der Duden-Grammatik (2009, 764): „Der Satz ist eine abgeschlossene Einheit, die nach den Regeln der Syntax gebildet worden ist“ bzw. als weitere Variante (ebd.) „Der Satz ist die größte Einheit, die man mit den Regeln der Syntax erzeugen kann“.

Erkennen wir die strukturalistische, aber nicht nur strukturalistische Frage nach den Prinzipien und Regularitäten für die Syntax, die Zusammenordnung sprachlicher Einheiten, weiterhin als sinnvoll an, so kommen wir um den Satz nicht herum. Dieses Verständnis von Satz ist es auch, das am ehesten die vorwissenschaftliche Intuition zum Satz weitgehend ohne empfindliche Brüche erfassen kann – auch wenn selbstverständlich nicht alle Typen, die unter deren weite Extension fallen, abgedeckt werden können.

Die Entfaltung des oberflächenbezogenen Satzverständnisses im Anschluss an die IDS-Grammatik wird Gegenstand von Abschnitt 2 sein. Wie in Abschnitt 3 skizziert, sind auch andere oberflächennahe Konzeptionen denkbar. Die oben genannte zweite mögliche Zielsetzung einer Satzdefinition, die Bestimmung von Satz als Analyseeinheit für Text und Diskurs, ist aus der Sicht dieses Beitrags von nachgeordneter Bedeutung. Die Tauglichkeit einer syntaktischen Satzdefinition wird nicht dadurch in Frage gestellt, dass nicht alle Texte und Diskurse (ausschließlich) als Folgen von Sätzen analysiert werden können. Dies wird näher in Abschnitt 4 thematisiert. Eine wichtige, oft vernachlässigte Frage ist die nach der Möglichkeit einer übereinzelsprachlichen Konzeption des Satzes; man vergleiche dazu Abschnitt 5. Die theoretisch spannendste Frage, die nach dem theoretischen Status des Satzes, als Zeichen, als Konstruktion, als Einheit von langue und/oder parole, reservieren wir für den inhaltlichen Schlussabschnitt des vorliegenden Beitrags (Abschnitt 6). Es schließen sich noch eine Zusammenfassung der Grundgedanken (Abschnitt 7) sowie das Literaturverzeichnis (Abschnitt 8) an.

2 Zu einer oberflächennahen Satzdefinition

2.1 Die Satzdefinition der IDS-Grammatik

Den Satz als Einheit der Syntax zu bestimmen, bedeutet nach der hier vertretenen Auffassung nicht, die Bestimmung ohne Ansehen von Bedeutung und Funktion vorzunehmen. Anders als in vielen rein formalen syntaktischen Theorien, etwa der frühen Generativen Theorie, ist die Syntax bei einer funktionalen Herangehensweise (wie sie in der Grammatikschreibung Tradition hat und heute u. a. von der IDS-Grammatik vertreten wird) systematisch mit der Satzsemantik verknüpft. Syntaktische Regeln oder Relationen werden semantisch interpretiert, syntaktische Bauformen entsprechen semantischen Entitäten. So wird – um das prominenteste Beispiel zu nennen – die Beziehung zwischen Verb und Komplement interpretiert als Beziehung zwischen Prädikat und Argument. Eine syntaktische Bauform wie die Nominalphrase wird semantisch als Gegenstandsentwurf interpretiert, wie es in der IDS-Grammatik heißt, oder allgemeiner als Entwurf oder Konzept für Gegenstände, auf die referiert werden kann. Wenn also der Satz als zentrale Einheit der Syntax betrachtet wird, bedeutet das gleichzeitig, dass diese Einheit eine zentrale semantische Funktion erfüllt. Nach der IDS-Grammatik handelt es sich dabei um den Ausdruck einer Proposition oder, anders gesagt, um einen Sachverhaltsentwurf. Da ein Sachverhaltsentwurf (im minimalen Fall) seinerseits dadurch zustande kommt, dass ein Prädikat durch seine Argumente gesättigt wird, muss der Ausdruck für den Sachverhaltsentwurf, der Satz, (mindestens) aus dem Prädikatsausdruck und dem Argumentausdruck bzw. den Argumentausdrücken bestehen. Die Satzdefinition der IDS-Grammatik lautet:

Sätze sind übergreifende Konstruktionsformen, die mindestens aus einem finiten Verb und dessen – unter strukturellen und kontextuellen Gesichtspunkten – notwendigen Komplementen bestehen. (IDS-Grammatik 1997, 91)

Ganz ähnlich definiert auch die Duden-Grammatik (2009, 764) im ersten Definitionsschritt, der die „Hauptdefinition“ beinhaltet:

Ein Satz ist eine Einheit, die aus einem Prädikat mit finitem Verb und allen vom Verb verlangten Gliedern besteht.

Die Definition der IDS-Grammatik ist (sehen wir einmal von dem Einschub ab) rein syntaktisch und doch in transparenter Weise auf eine bestimmte semantische Funktion abgestellt: die Proposition/den Sachverhaltsentwurf. Das finite Verb ist Prädikatsausdruck, die Komplemente sind Argumentausdrücke. Ihre Kombination erzeugt eine Proposition. Allerdings bleibt bei dieser Korrelation von Syntax und Satzsemantik noch offen, warum nur ein finites Verb als Prädikatsausdruck in Frage kommt, soll der Gesamtausdruck ein Satz sein. Auch Infinitive oder, folgt man der logischen

Tradition, auch Adjektive oder Nomina können Prädikatsausdrücke sein und gegebenenfalls einen Propositionsausdruck erzeugen (wie etwa in Kombination mit einem Eigennamen als Argument in der Schlagzeile *Brasilien Weltmeister!*, die wir im Jahr 2014 erwarten können).

Allerdings kommt beim finiten verbalen Prädikat eine entscheidende Komponente hinzu, die Sasse (1991, 77) den „sentence-constituting act“ nennt. Sasse bedient sich bei seiner Untersuchung der Satzkonstitution in universaler Perspektive der sprechakttheoretischen „aktionalen“ Ausdrucksweise. Dies ist jedoch nicht entscheidend und – so nehme ich an – partiell dem Zeitgeist geschuldet. Für unseren Zusammenhang bedeutsam ist vielmehr die Manifestation dieses Akts „in the form of certain formal features of utterances, whatever these may be, which serve as the criteria of differentiation between sentences (or clauses) and constituents, between complete and in complete sentences, between the norm-type of sentence in a language and deviant, marked types“. In den indoeuropäischen Sprachen liege (a. a. O., 81) der „Aristotelische Prädikationstyp“ vor: Die satzkonstituierende Operation bestehe darin, dass ein ausgewählter Aktant, das Subjekt, der als Prädikationsbasis fungiere, kombiniert werde mit dem Prädikat, einem charakterisierenden Sachverhaltsausdruck. Sasse geht hier von der traditionellen Subjekt-Prädikat-Grammatik aus, die heute mit der Verb-Komplement-Grammatik, die aus der Dependenz-Valenz-Richtung hervorging, konkurriert. Die Sonderstellung des Subjekts unter den Komplementen ist jedoch – unabhängig von der Syntaxtheorie – eine Tatsache: Nur das Subjekt korrespondiert bzw. kongruiert in diesem Sprachtyp mit dem Prädikat in Person und Numerus (und ggf. im Genus), das Subjekt ist nur in finiten Konstruktionen lizensiert. Insofern trifft zu, dass eben in dieser Beziehung zwischen Subjekt und (grammatischem) Prädikat in den indoeuropäischen Sprachen die Satzkonstitution besteht.

In der oben genannten Satzdefinition der IDS-Grammatik steht die Forderung nach einem finiten Verb für die satzkonstituierende Operation in Sasses Sinn. Das Vorhandensein eines Subjekts wird nicht gefordert. Dies ist für das Deutsche damit empirisch zu begründen, dass – marginal nur, aber nicht zu vernachlässigen – auch Sätze ohne Subjekt möglich sind, etwa bei bestimmten Empfindungskonstruktionen (*mich friert, mir schwindelt, mich ekelt vor etwas*) sowie im subjektlosen, so genannten unpersönlichen Passiv (*Heute wird mal wieder in die Hände gespuckt*); auch Aufforderungssätze (*Komm her! / Kommt her!*) haben kein Subjekt. Die Bedingung der Finitheit genügt jedoch als Satzkonstitutionskriterium, denn, wie bereits gesagt, Finitheit ist notwendig für die Existenz eines Subjekts, die Existenz des Subjekts jedoch nur hinreichend für ein finites Verb. Hinzuweisen ist auch darauf, dass in bestimmten anderen europäischen Sprachen wie dem Italienischen, Spanischen, Polnischen systematisch kein Subjekt artikuliert werden muss, wo im Deutschen ein Personalpronomen als Subjekt erscheint. Auch dieses so genannte Pro-drop-Phänomen spricht dafür, dem finiten Verb Vorrang vor dem Subjekt zu geben. Wir halten hier also zunächst fest, dass eine Satzdefinition, die den Satz als Expansion des finiten Verbs betrachtet, die für einen bestimmten Sprachtyp geeignete Bestimmung ist, die gleichzeitig syntak-

tischen, semantischen und sprachtypologisch begründeten Anforderungen genügt. Auf Realisierungen der satzkonstituierenden Operation in anderen Sprachen, die kein Finitum inkorporieren, kommen wir in Abschnitt 5 kurz zurück.

2.2 Das Begriffsnetz um ‚Satz‘

Die im vorangehenden Abschnitt vorgestellte Definition ist in der IDS-Grammatik, wie auch in der Tradition der Grammatikschreibung, nur die Basis für eine ganze Reihe von weiteren Begriffen, die spezifische Ausprägungen von Sätzen erfassen sollen und die terminologisch nach dem Kompositionsschema Determinans+Satz aufgebaut sind. Besonders bedeutsam ist hier das Konzept des in der IDS-Grammatik so genannten ‚Vollsatzes‘. Vollsätze sind, kurz gesagt, kommunikative Minimaleinheiten in Form von Sätzen. Wie deutlich geworden sein dürfte, enthält die Satzdefinition selbst keinen Hinweis auf die Funktion, die satzförmige Ausdrücke als Redebeiträge, als selbständige sprachliche Handlungen in der Kommunikation tragen können. Erst die Spezifikation ‚illokutionstragend‘, oder genauer ‚ein illokutives Potential tragend‘, die beim Vollsatz hinzukommt, leistet dies und führt gleichzeitig zu derjenigen Satzauffassung, die, anders als die hier vertretene syntaktische, den Satz grundsätzlich als eine Äußerung versteht, mit der Behauptungen aufgestellt, Fragen gestellt oder andere interaktive Akte vollzogen werden. In der IDS-Grammatik (1997, 91 f.) werden ‚Kommunikative Minimaleinheit‘ (KM) und ‚Vollsatz‘ so aufeinander bezogen:

Kommunikative Minimaleinheiten sind die kleinsten sprachlichen Einheiten, mit denen sprachliche Handlungen vollzogen werden können. Sie verfügen über ein illokutives Potential und einen propositionalen Gehalt. In gesprochener Sprache weisen kommunikative Minimaleinheiten eine terminale Intonationskontur auf – es sei denn, sie werden mit weiteren kommunikativen Minimaleinheiten koordinativ verknüpft.

In Vollsätzen konvergieren die Bestimmungsstücke für kommunikative Minimaleinheiten und Sätze.

Träger des illokutiven Potentials von Vollsätzen ist der Satzmodus (wobei die IDS-Grammatik hier allgemeiner auch vom ‚Modus kommunikativer Minimaleinheiten‘ spricht). Der Satzmodus hat im Deutschen weder einen eigenen morphologischen bzw. lexikalischen Ausdruck noch lässt sich der Modus an einem bestimmten Teil des kompositionalen Aufbaus von Sätzen festmachen. Erst das Zusammenspiel verschiedener ausdrucksseitiger Mittel, eine Sprachmittelkonfiguration, ergibt einen Satzmodus (bzw. den Formtyp eines Satzmodus, wie es in der IDS-Grammatik genauer heißt) wie z. B. den Aussagesatztyp oder den Entscheidungsfragesatztyp. „Der Formtyp des deutschen Aussagesatzes etwa ergibt sich im Zusammenspiel von Mitteln wie fallendem Tonverlauf, Zweitstellung des finiten Verbs, Verbmodus Indikativ oder Konjunktiv (nicht Imperativ).“ (IDS-Grammatik 1997, 9). Bei der syntaktischen Analyse wird der Satzmodus – als „antikompositionales“ Phänomen (ebd.) – in den meisten

Theorien nicht erfasst. In der generativen Theorie allerdings wird ein Knoten im Strukturbaum ausgewiesen, an den die ‚Satzintention‘, wie es in den „Grundzügen“ (1981, 187 ff.) heißt, andockt. In späteren Versionen des Modells entspricht dem die Force-Phrase (ForceP, vgl. z. B. Radford 2004, 327 ff.), die im Rahmen der so genannten „split CP hypothesis“ eine Projektion für deklarative, interrogative, imperative oder auch exklamative funktionale Köpfe darstellt. Die Spezifikation von Satztypen bei Altmann (1993) und in der Nachfolge auch in der IDS-Grammatik ist dagegen oberflächennah, aber ein syntaktischer Ort wird nicht stipuliert.

Andere Unterbegriffe zu ‚Satz‘ beziehen sich auf die interne Struktur oder die syntaktische Funktion sprachlicher Gebilde. Grundlegend ist hier die Eigenschaft der Rekursivität, also die Tatsache, dass Sätze wiederum Sätze als Teile enthalten können. Das hierarchische Verhältnis zwischen Teilsätzen kann zum einen als solches erfasst werden mit den Termini ‚Ober-‘ und ‚Untersatz‘. Traditionell wichtiger war aber die funktional orientierte Unterscheidung zwischen ‚Hauptsatz‘ und ‚Nebensatz‘. Dabei sind Nebensätze Sätze, die für sich genommen keine selbständige KM, keinen Vollsatz, darstellen, Hauptsätze diejenigen Teilsätze, die, lässt man die Nebensätze weg, eine selbständige KM bzw. einen Vollsatz darstellen (vgl. genauer IDS-Grammatik 1997, 2237 f.). Nebensätze wiederum können (mit Termini wie Ergänzungssatz, Subjektsatz, Objektsatz, Adverbialsatz, Attributsatz usw.) nach ihrer syntaktischen Funktion geordnet werden oder auch nach ihrem Einleitungselement (wie *dass*-Satz, *weil*-Satz oder auch Relativsatz), theoriespezifische Termini wie Termsatz (vgl. IDS-Grammatik 1997, 2253 ff.) können hinzukommen.

Das Begriffsnetz um ‚Satz‘ ist notwendigerweise so strukturiert, dass jeweils zusätzliche Merkmale oder Bestimmungsstücke zum Begriff des Satzes, wie oben definiert, hinzukommen. Diese Bestimmung ist der größte gemeinsame Nenner aller satzförmigen Gebilde vom Vollsatz bis zum Relativsatz. Einen gemeinsamen ausdrucksseitigen/syntaktischen Nenner für ein alternatives Konzept, nämlich für alle selbständigen Redebeiträge (die KM und ggf. sogar die interaktiven Einheiten aller Art) zusammen mit allen Verbindungen von finitem Verb und Komplementen, gibt es nicht. Es kann ihn nicht geben, weil die Klasse der KM über funktionale semantisch-pragmatische Eigenschaften definiert ist, nicht über formale, d. h. syntaktische. Eine Konsequenz ist: Würde man die Bestimmung [+illokutives Potential] oder auch [+interaktiv selbständig] primär setzen, so entfielen alle traditionellen Nebensätze. Dies wäre aus der Sicht der Verfasserin nicht nur unter syntaktischem Gesichtspunkt fatal, sondern würde auch der vorwissenschaftlichen Intuition weniger entsprechen als der hier vertretene Weg: Hier fallen nur KM wie *Alle mal herhören; Her mit dem Geld* oder *Nichts Neues unter der Sonne* nicht unter den Satzbezug, dort würden alle Nebensätze entfallen.

In gewisser Weise folgen wir mit der Unterscheidung zwischen KM und Satz der Tradition einer terminologischen Spaltung bezüglich der „satzverdächtigen“ Einheiten. Bekanntlich gibt es verschiedene Versuche, durch terminologische Spaltung den Satzbezug zu entlasten. Diese Versuche – zu nennen ist die französische Unterschei-

dung zwischen ‚proposition‘ und ‚phrase‘ bzw. die englische zwischen ‚sentence‘ und ‚clause‘, auf die z. B. Hans Glinz in der Diskussion zum Satzbegriff (in Hoffmann 1992, 417) Bezug nimmt und die in Dürscheid/Schneider (2015) aufgegriffen wird – zielen darauf ab, die Mitteilungseinheit (proposition/sentence bzw. übertragen auf das Deutsche: Satz) von der Struktureinheit (phrase/clause, für das Deutsche: Klausel) begrifflich und terminologisch scharf zu trennen. Scharf heißt, dass es keinen Begriff (und entsprechend keinen Terminus) für die Struktureinheit gibt, der auch gleichzeitig eine Mitteilungseinheit ist. Stattdessen muss bei dieser scharf spaltenden Begrifflichkeit gesagt werden, ein Satz, z. B. *Eva scheint ganz freundlich zu sein*, habe die Form einer Klausel (vgl. dazu Huddleston/Pullum 2002, 45). Bei der hier vorgeschlagenen Herangehensweise würde man hingegen einfach von einem Vollsatz oder – in anderer Terminologie – „Ganzsatz“ (vgl. Deutsche Rechtschreibung 2005, 69) oder auch „Gesamtsatz“ (vgl. Simmler 2011) sprechen. Bei ‚proposition‘ vs. ‚phrase‘ bzw. ‚sentence‘ vs. ‚clause‘ bzw. ‚Satz‘ vs. ‚Klausel‘ steht im Vordergrund der Wunsch, die proposition/sentence/Satz genannte Einheit, die aus mindestens einer clause/phrase/Klausel bestehen muss, häufig aber auch aus mehreren solchen Einheiten aufgebaut ist, als ein Phänomen ganz eigener Art von der Klausel abzugrenzen. Dabei bleiben zwei Aspekte außer Betracht:

Zum einen kann eine einfache Dichotomie den zahlreichen funktionalen Unterscheidungen, die bezüglich Klausel/Satz zu treffen sind, ohnehin nicht gerecht werden. Die syntaktische Form, z. B. die lineare Position des Finitums, ist zudem nicht (nur) eine Eigenschaft der Klausel, sondern eben des Aussage-, des Frage- oder Aufforderungssatzes usw., so dass die einfache Zurechnung des Funktionalen zum Satz und des Syntaktischen zur Klausel nicht gelingen kann. Auf der anderen Seite bleibt anders als bei der Herangehensweise der IDS-Grammatik außer Betracht, dass es auch Mitteilungseinheiten gibt, die nicht die Form von Klauseln oder auch Koordinationen bzw. Reihungen von Klauseln haben. Auf diese nicht-kanonischen Formen wird in der IDS-Grammatik unter dem Begriff Nicht-Finit-KM besonders Wert gelegt, da sie besonders in der mündlichen Kommunikation eine wichtige Rolle spielen. Auf diesen Aspekt kommen wir in Abschnitt 4 noch zurück.

3 Andere oberflächennahe Satzbegriffe

Die hier vorgestellte und vertretene Satzdefinition repräsentiert nur eine von zwei möglichen größeren Richtungen einer oberflächennahen Satzdefinition. Man kann diese Richtung, da sie auf der inneren, syntaktischen Struktur der fraglichen Einheit beruht, als diejenige mit der Merkmalskombination {[+intern], [+syntaktisch]} bezeichnen. Die schematische Charakterisierung dient hier und im Folgenden nur dazu, uns einen einfachen Überblick über mögliche Alternativen zu verschaffen. Interne, nicht-syntaktische Bestimmungsversuche müssten – wie etwa die KM-Defi-

nition der IDS-Grammatik – semantisch oder funktional ausgerichtet sein, daher betrachte ich sie nicht als oberflächennah. Die zweite Möglichkeit, die man schematisch als [+extern] einordnen kann, lässt jedoch verschiedene Herangehensweisen zu. Der präsumptive Satz kann orthografisch bestimmt werden als Einheit, die sich zwischen zwei finalen ‚Satzzeichen‘, also einem Punkt, einem Frage- oder einem Ausrufezeichen befindet. Die genannten Satzzeichen dienen nach Bredel (2010, 262) zur „Markierung fertiger, nicht defektiver Einheiten“, wobei entweder, wie beim Punkt, eine grammatische oder, wie bei Frage- und Ausrufezeichen, eine kommunikative Funktion gegeben ist. Diese Herangehensweise ist von vornherein beschränkt auf die geschriebene Sprache und könnte damit denen entgegenkommen, die den Satz ohnehin für ein skriptizistisches Konstrukt halten. Man könnte aber auch argumentieren, dass aufgrund der Entscheidung des Schreibers, eines dieser „Finalzeichen“ zu gebrauchen, seine Intuition im Hinblick auf den Satz als Mitteilungseinheit direkt zum Ausdruck komme – oder anders gesehen: seine Intention, mit dem zwischen zwei Finalzeichen Gesetzten eine Mitteilungseinheit zu Papier zu bringen. Dies wiederum könnte als empirische Evidenz für die ‚Existenz‘ und damit die Daseinsberechtigung des Konstrukts in der Wissenschaft dienen. So heißt es bei Stein (2003, 46 Anm. 5) zu dem Vorgehen bei der Neuregelung der deutschen Rechtschreibung, wo der Gebrauch der Finalzeichen nicht durch eine intensionale Definition von Ganzsatz, sondern anhand von Beispielen erläutert wird: „Man spekuliert offenbar darauf, dass Sprachteilhaber einen Zusammenhang mit ihrem intuitiven Wissen darüber herstellen können, was ein Satz der deutschen Sprache ist (und was nicht). Viele Reaktionen von Sprachteilhabern sprechen aber eher dafür, dass ein recht diffuses (Ganz-) Satz-Verständnis erhalten bleibt.“ Dieses Ergebnis muss aber nicht negativ als „Diffusheit“, sondern kann auch positiv als Flexibilität gewertet werden. Wir zeigen diese Eigenschaft im weiteren Verlauf an den Belegen (4) und (5) sowie in Abschnitt 4.2 im Zusammenhang mit Fragen der Textgliederung.

Allerdings kann der Orientierung an orthografischen Markierungen entgegengehalten werden, dass der Gebrauch von Satzzeichen mit dem Erwerb der Schriftsprache unter normativen Vorgaben erlernt wird und keineswegs ungefilterte sprachlich-kognitive Intuition oder Intention widerspiegeln. Das orthografische Kriterium wird, wenn die Einheit Satz medienübergreifend bestimmt werden soll, mit einem prosodischen Kriterium gekoppelt: Nach Glinz (1994, 38) ist der Satz eine Einheit für das Hören/Lesen bzw., wie Stein (2003, 47) formuliert, eine „textuelle Produktions- und Rezeptionseinheit“, gekennzeichnet durch die Satzmelodie bzw. durch Großbuchstaben am Anfang und Punkt/Ausrufezeichen/Fragezeichen am Ende. In der IDS-Grammatik (1997, 196 ff.) werden so genannte „Grenztonmuster“ als prosodische Eigenschaften herangezogen, die in Zusammenhang mit dem Satztyp stehen, z. B. als fallend (Aussagesatztyp) oder als steigend (Entscheidungs- und Ergänzungsfragesatz). Diesen Grenztonmustern stehen progrediente Tonverläufe gegenüber, die z. B. zwischen Teilsätzen einer KM zu beobachten sind. Es gibt allerdings in der auf der Auswertung akustischer Daten beruhenden Forschung Zweifel an einer einfachen Korrelation zwi-

schen Tonhöhenverlauf und Satzmodus bzw. illokutiver Intention (vgl. dazu bereits Altmann 1993, 1018 ff.). Auch besteht zwischen den schriftsprachlichen und den prosodischen Mitteln zur Kennzeichnung des Abschlusses einer solchen Einheit kein einfaches Abbildungsverhältnis. Man denke nur daran, welch beschränktes Inventar ein Schreiber zur Verfügung hat, aus dem er nach eigener Interpretation jeweils zu wählen hat, wenn er die Zäsuren gesprochener Sprache mit den orthografischen Mitteln der Zeichensetzung umsetzen muss. Ich werde auf diesen Bestimmungsversuch, den man insgesamt als {[+extern], [+orthografisch/+prosodisch]} charakterisieren kann, nicht weiter eingehen. Festzuhalten ist jedenfalls, dass hier, wenn sie denn überhaupt tauglich sind, Kriterien für kommunikative Minimaleinheiten vorliegen, nicht (nur) für Vollsätze bzw. Ganzsätze. Hinzuweisen ist auch darauf, dass prosodische Grenzmarkierungen und syntaktischer Abschluss nicht in jedem Fall aligniert sein müssen (vgl. dazu z. B. Auer 2010).

Als letzte hier zu erwähnende Möglichkeit einer oberflächennahen Bestimmung der Größe Satz ist diejenige zu nennen, die man als {[+extern], [+syntaktisch]} schematisieren kann. Sie wurde im amerikanischen Strukturalismus praktiziert und liegt z. B. vor mit Bloomfields (1933, 170) berühmter Bestimmung: „[...] each sentence is an independent linguistic form, not included by virtue of any grammatical construction in any larger linguistic form.“ Diese scheint insofern komplementär zur intern-syntaktischen Bestimmung etwa der IDS-Grammatik zu sein, als dort notwendigerweise existente konstruktionselle/strukturelle Beziehungen herangezogen werden, hier das Nicht-Vorliegen solcher Beziehungen. Trotzdem werden unterschiedliche Kategorien erfasst. Wie Bloomfield selbst zeigt, fallen auch Einwort-Äußerungen wie *Feuer!* oder *Hierher!* unter seine Bestimmung, also Äußerungen, die für die IDS-Grammatik keine Sätze sind. Neben solchen Ausdrücken regulärer Wortklassen, die als Einwort-Äußerungen gebraucht werden können, sind nach Lehmann (2013, 154) auch Interjektionen (wie englisch *Gosh!*, deutsch *ach!*) und Ideophone (wie englisch *woosh*, deutsch *rums*) zu nennen, die als holophrastische Äußerungen grammatisch nicht gegliedert sind. Außerdem führt Bloomfield nicht näher aus, was er unter einer Konstruktion versteht – hier könnte sicher die neue gleichnamige Grammatik-Richtung hilfreich einspringen. Man wird aber annehmen können, dass immer dort, wo syntagmatische Beziehungen im Sinne von Eisenberg (2013, 30 ff.) vorliegen, also Rektion (z. B. von Kasus) oder Kongruenz (in Kasus, Genus und Numerus), auch eine Konstruktion vorliegt. Regierte Objekte und das kongruierende Subjekt eines präsumptiven Satzes wären so in Konstruktion mit dem Prädikatsverb.

Wie aber steht es mit adverbialen Bestimmungen oder freien Prädikativen, etwa in Form eines unflektierten Adjektivs? Wechseln wir für einen Moment über in die Perspektive der Textanalyse: Erscheint ein unflektiertes Adjektiv wie *alleine* (bzw. die Kopulapartikel *alleine* nach der IDS-Grammatik) innerhalb der topologischen Satzstruktur, die man für das Deutsche annimmt, also z. B. im Mittelfeld, so würde man wohl von konstruktionaler Einbettung ausgehen. Was aber, wenn es ausgeklammert wird? Man vergleiche:

(4) Julius stand alleine auf dem Präsentierteller, alleine vor den drei Männern hinter dem Tisch. (Rhein-Zeitung, 03.09.2002)

In (4) könnte das erste Vorkommen von *alleine* als konstruktionell integriert gelten: Es besetzt eine Position im Mittelfeld, die gemäß den einschlägigen Linearisierungsbeschränkungen seiner syntaktischen Funktion entspricht. Das zweite Vorkommen aber hat einen unklaren Status. Es könnte sich bei der Kette nach dem Komma um einen extrapolierten Teil des vorausgehenden Satzes handeln, aber auch – sieht man von der syntaktisch irrelevanten Zeichensetzung ab – um eine eigene Mitteilungseinheit, um eine eigene Text-KM (vgl. dazu Abschnitt 4.2). Das ist in folgendem syntaktisch parallelen Beleg der Fall:

(5) Eine halbe Stunde nach Spielende saß Dietmar Kuntz auf der Tribüne der Brühlwiesenhalle und starrte auf den gelben Zettel in seinen Händen. Alleine. Regungslos. (Rhein-Zeitung, 11.10.2004)

Selbstverständlich ist dieses Analyseproblem oder besser: diese Ambiguität auch bei der intern-syntaktischen Herangehensweise gegeben. Nur wird sie dort anders gesehen: Wenn zu einem Satz mindestens Finitum und Komplemente gehören, können weitere Einheiten hinzukommen, sofern sie durch die Regeln der Syntax lizenziert sind, z. B. als Supplemente/Adjunkte. Abschließend sei noch auf die Satzdefinition von Allerton (1969, 42) verwiesen, der die extern-syntaktische Bestimmung mit einer prosodischen kombiniert und sich ausführlich auch mit der Segmentierung geschriebener Texte in Sätze auseinandersetzt.

A sentence may therefore be defined as a MINIMUM STRUCTURALLY INDEPENDENT sequence of morphemes in a given arrangement with a given prosodic pattern.

4 Der Satz und andere Redebeiträge

4.1 Vollsätze und weniger typische Äußerungsformen

Wie bereits erwähnt, vereinigt der Vollsatz auf sich Satz- und KM-Eigenschaften. Es soll nun noch gezeigt werden, dass der Vollsatz darüber hinaus auch die prototypische Form der Mitteilungseinheit ist. Diese Prototypizität beruht darauf, dass a) im Vollsatz durch Finitum und Komplement(e) die Proposition, also Prädikation + Argument(e), und b) durch den Satzmodus das illokutive Potential explizit artikuliert sind. Seine semantische Interpretation ist somit vergleichsweise stabil, der Vollsatz somit ‚dekontextualisierbar‘. Darüber hinaus sind Zeitbezüge und Modalität durch das Finitum klargestellt. All diese Eigenschaften gelten jeweils im Vergleich mit KM,

die nicht die Form des Vollsatzes haben. Sie gelten somit nicht ‚absolut‘. Kein einzelner Vollsatz, keine einzelne KM ist in einem absoluten Sinne ohne Rekurs auf kontextuelle Faktoren und auf das Wissen der Interaktionspartner zu interpretieren. Diese Binsenwahrheit sollte aber nicht dazu verleiten, von einer grundsätzlichen „Elliptizität“ der Mitteilungseinheit zu sprechen. Unter diesem absoluten Anspruch ist auch jede längere Rede, jeder Text elliptisch. Die Maßstäbe für ‚dekontextualisierbar‘ wurden vielmehr mit den Merkmalen a) und b) bereits benannt. Zweifellos gibt es konventionalisierte Formen oder Schemata, die die Punkte a) und b) ebenfalls mehr oder weniger erfüllen. Im Anschluss an Zifonun (1987, 114 f.; vgl. auch IDS-Grammatik 1997, 86 f.) kann man semantisch eingliedrige von semantisch (mindestens) zweigliedrigen Formen unterscheiden:

Semantisch eingliedrige (weitgehend) dekontextualisierbare Formen, die über einen propositionalen Gehalt und illokutives Potential verfügen, sind in erster Linie infinite Verbformen, die adressatenbezogen interpretiert werden. Als Subjektargument fungiert also in jedem beliebigen Äußerungskontext der jeweilige Adressat, die infinite Verbform liefert das Prädikat; das illokutive Potential besteht in direktiven (Aufforderungen, Anweisungen, Verboten usw.), bei Partizipien ggf. auch interrogativen Sprechhandlungen. Infinitive wie in (6) sowie Partizipien II wie in (7) – die in dieser Verwendung bekanntlich an spezifische stark eingeschränkte Verwendungskontexte bzw. Textsorten gebunden sind – erfüllen diese Anforderungen.

(6) Aufstehen! Die Hände hochnehmen! Nicht hinauslehnen! Eine Messerspitze Zimt zugeben.

(7) Aufgestanden! Die Arme ausgestreckt! Einverstanden?

Auch bei Beispielen wie *Die Hände hochnehmen!* *Die Arme ausgestreckt!* liegt im oben genannten Sinne semantische Eingliedrigkeit vor: Der implizit bleibende Adressat ist Subjektreferent. Er soll die durch das erweiterte Prädikat ‚die Hände hochnehmen‘ oder ‚die Arme ausstrecken‘ bezeichnete Handlung vollziehen.

Auch bei nicht-verbalen Ausdrücken wie

(8) Hierher! Raus!

(9.a) Ab ins Bett! Raus aus meinem Haus!

(9.b) Her mit dem Geld! Weg mit dem Berufsverbot!

(9.c) In die Mülltonne mit dem Kram! Zur Hölle mit diesem Gesindel!

sind der Adressatenbezug und die direktive Sprechhandlung für alle Kontexte festgelegt. Joachim Jacobs hat für „verblose Direktiva“ wie in (9) in Jacobs (2008, 15–19) eine ausführliche konstruktivistische Analyse vorgelegt. Er unterscheidet nach Maßgabe der syntaktischen Ausgestaltung drei Konstruktionen, die „Adv-PP-Direktiv-Konstruktion“ wie in (9.a), die „Adv-*mit*-Direktiv-Konstruktion“ wie in (9.b) und die „PP-*mit*-Direktiv-Konstruktion“ wie in (9.c). Den beiden *mit*-Konstruktionen ist gemeinsam, dass das NP-Komplement dasjenige Objekt benennt, das bewegt werden soll, also z. B. das Geld, den Kram usw. Die *mit*-Konstruktionen sind insofern besonders

bemerkenswert, als sie genuine verblose Konstruktionen darstellen, die nicht als elliptische Verkürzungen aus Sätzen analysiert werden können und in denen insbesondere die Präposition *mit* eine Funktion – nämlich die Kennzeichnung des Transfer-Objektes – hat, die von ihrer üblichen komitativ-instrumentalen Funktion abweicht. Demgegenüber ist in der „Adv-PP-Direktiv-Konstruktion“ in (9.a) das Transfer-Objekt der Adressat selbst. Diese Konstruktion stellt somit eine erweiternde Abwandlung der einfachen „Adv-Direktiv-Konstruktion“ dar, wie sie mit (8) vorliegt und die bei Jacobs nicht thematisiert wird. Man beachte auch, dass (8) durch Anfügung von *mit dir/mit Ihnen* in (10) – das analog zu (9.b) ist – überführt werden kann und (9.a) auf dieselbe Weise in (11) – das analog zu (9.c) ist:

(10) Hierher mit dir! Raus mit Ihnen!

(11) Ab ins Bett mit dir! Raus aus meinem Haus mit Ihnen!

Semantisch eingliedrige Strukturen mit Adressatenbezug betrachte ich als (dekontextualisierbare) KM, nicht jedoch als Sätze. Im Vergleich zu Vollsätzen sind sie weniger explizit im Hinblick auf die Sprecher-Adressaten-Konstellation (Steht der Sprecher, sofern nur ein Adressat angesprochen wird, in einem Duz-Verhältnis zum Adressaten?) und bei nicht-verbalen Direktiva ebenfalls implizit bezüglich der konkreten Transfer-Art (Soll der Kram in die Mülltonne getragen oder gefahren werden? Oder nur direkt hineingeworfen werden, weil man schon unmittelbar davor steht?).

Semantisch zweigliedrige Strukturen können in allen drei grundlegenden Illokutionsklassen, also der konstativen, der interrogativen und (markierter) auch der direktiven Klasse, vorkommen. Konstative, seltener auch interrogative zweigliedrige KM ohne Finitum sind charakteristisch für den Stil der Schlagzeile:

(12) Mann mit Machete erschossen (Hohlspiegel, Spiegel 19, 6.5.2013, 146)

(13) Redford in Seenot (Spiegel 2, 6.1.2014, 7)

(14) Angstgegner Homosexualität? (ARD-online Nachrichten, Kultur.ARD.de, 10.1.2014)

In semantisch zweigliedrigen Strukturen ist sowohl das Argument als auch das (einstellige) Prädikat der Proposition genannt. Passivisch zu interpretierende Partizipien II wie in (12) die Form *erschossen* sind Verbformen, die die Kookkurrenz mit dem Passiv-Subjekt bzw. dem Aktiv-Objekt, wie *Mann mit Machete*, zulassen. Aber auch Präpositionalphrasen wie *in Seenot* (vgl. 13) oder Nominalphrasen wie *Angstgegner* in (14) können semantisch als Prädikate fungieren. Auch hier ist gegenüber dem Vollsatz – hier wäre an Entsprechungen mit dem Kopulaverb *sein* zu denken – weniger Transparenz und damit größere Anfälligkeit für Ambiguitäten und Missverständnisse gegeben. So ist die Voranstellung des prädikativen Ausdrucks *Angstgegner* vor den Argument-Ausdruck *Homosexualität* zwar ein Indiz für die intendierte illokutive Funktion als Frage – jedoch keineswegs ein eindeutiges Indiz. Beide Folgen ‚Prädikat vor Argument‘ und ‚Argument vor Prädikat‘ sind jeweils sowohl mit konstativer als

auch mit interrogativer Illokution vereinbar. Die Reihenfolge kann nicht nur von der Illokution, sondern auch von der Informationsstrukturierung gesteuert werden.

Zweigliedrige Strukturen direkter Art nennen anders als die oben behandelten eingliedrig die Person(en), die der Aufforderung Folge leisten soll(en), oder auch – wiederum ein Indiz für eine mögliche Ambiguität – die Entitäten, die der angeordneten Handlung unterzogen werden sollen, wie in:

(15) Alle mal herhören! Alle hierher zu mir! Die guten ins Töpfchen – die schlechten ins Kröpfchen (Aschenputtel).

Die vorstehende, keineswegs auf Vollständigkeit abzielende Betrachtung von dekontextualisierbaren Kommunikativen Minimaleinheiten ohne finites Verb hatte zum einen das Ziel, als „negative“ Folie die besondere Eignung des Vollsatzes als Mitteilungseinheit hervortreten zu lassen. „Nicht-finit-KM“, wie sie in der IDS-Grammatik heißen, erreichen kaum jemals den Explizitheitsgrad des Vollsatzes, sie sind an spezielle Gattungen oder kommunikative Register gebunden, können in diesem Rahmen aber besonders ökonomische und effektive Formen darstellen. Hervorzuheben ist auch eine andere Abgrenzung, die in der Literatur kaum jemals deutlich genug vorgenommen wird: die gegenüber kontextkontrollierten oder situativen Ellipsen (vgl. Klein 1993). In Ellipsen wird anders als in Nicht-Finit-KM die Proposition ellipsenintern nicht vollständig artikuliert. Häufig müssen Argumente einer elliptischen Prädikation aus dem Kontext erschlossen werden – bzw. sie sind, prozedural gesprochen, noch als aktive thematische Gegenstände präsent. Ellipsen haben nur in dem jeweiligen Kontext, in dem sie vorkommen, also als Token, den Status als Kommunikative Minimaleinheiten; man kann daher auch von Text-KM sprechen. Als Types haben sie, da nicht dekontextualisierbar, keinen KM-Status. Zum Stand der Ellipsen-Forschung sei hier auf den Sammelband von Hennig (2013) verwiesen, zur Abgrenzung gegenüber dem Satz auch auf den Beitrag von Hennig in diesem Band sowie Zifonun (2014). Aus grammatischer, wenn auch nicht in diskursanalytischer und kognitiver Perspektive gilt sowohl für dekontextualisierbare als auch nicht dekontextualisierbare Redebeiträge dieser Art Bühlers Diktum: „Quod non est in actis, non est in mundo“ (Bühler 1934, 363 f., zitiert bei Forsgren 1992, 7). Genau dies spricht gegen ihren Status als Satz.

4.2 Sätze in geschriebener und gesprochener Sprache

Es ist wohl unumstritten, dass der Satz im hier definierten Sinne im geschriebenen Medium – zumindest im Modus konzeptioneller Schriftlichkeit (vgl. Koch/Oesterreicher 1985) – die ausgezeichnete Äußerungsform ist. Zwar können auch im geschriebenen Text nach Stein (2003, 95 f.) „isolierte Textkonstitutionseinheiten“, so seine Bezeichnung für nicht-satzförmige Beiträge, auftreten. Sie seien das „Resultat von

Formulierungshandlungen“, bei denen „der Schreiber sich bewusst für die elliptische und gegen die satzförmige Struktur entschieden hat.“ Man kann aus dieser Formulierung entnehmen, dass im schriftlichen Medium der Satz auch bei der bewussten Wahl anderer Strukturen die Richtschnur und das Maß aller Äußerungsformen ist. Dies kann für die gesprochene Sprache in Frage gestellt werden. Denn, wie Deppermann (2012, 2) ausführt, besteht in spontaner gesprochener Sprache ein „großer Teil der Turns aus nicht sentenziellen Strukturen“ (vgl. dazu auch den Beitrag von Deppermann/Proske in diesem Band). Daraus solle aber nicht die Schlussfolgerung gezogen werden, dass bei der Analyse gesprochener Sprache auf den Satz als Analyseeinheit verzichtet werden könne. Vielmehr solle man den Satz von den gesprächsstrukturellen Kategorien Turn, Äußerungseinheit, klar unterscheiden und als „eigenständigen syntaktischen Beschreibungsterm beibehalten“. Er nennt dafür u. a. (vgl. a. a. O., 3) folgende Begründung:

Ich kenne keinen Versuch, die Restriktionen für adäquate syntaktische Strukturen in der Interaktion in ihrem Zusammenspiel mit anderen semiotischen Systemen umfassend und systematisch zu beschreiben.

Wie auch in Zifonun (2014, 486 f.) gezeigt wird, ist es für kontextbezogene elliptische Äußerungen im Gesprochenen nicht möglich, allgemeine Restriktionen ihres syntaktischen Formats anzugeben; eine allgemeine Syntax der Text-KM ist also derzeit nicht formulierbar. Ob sie überhaupt existent und erfassbar ist, muss offenbleiben. Doch nicht nur aus diesen theoretischen Gründen ist der Rekurs auf den Satz auch für die gesprochene Sprache sinnvoll. Deppermann zeigt an empirischem Material, dass satzförmige Beiträge in Diskursen eine spezifische, ausgezeichnete Rolle spielen, die von anderen Redebeiträgen nicht wahrgenommen werden kann. Deppermann geht von vier verschiedenen Aufgaben der Turnkonstruktion aus, von denen drei mit der Adaption der Interaktionssituation zu tun haben: die Aufmerksamkeitssteuerung, die Positionsverdeutlichung und der Umgang mit Projektionen aus dem Interaktionsverlauf. Die vierte Aufgabe bestehe in der Etablierung und Qualifizierung eines neuen Redegegenstandes, dies sei Aufgabe des Satzes:

Sätze sind linguistische Ressourcen, die erst dann angewandt werden müssen, wenn die interaktive Vergangenheit (v. a. der vorangegangene Turn) nicht schon die Ressourcen zur Bearbeitung einer nächsten, lokal projizierten Aufgabe bereitstellt. [...] wenn der Sprecher selbstinitiativ etwas zum Ausdruck bringen will [...]. (a. a. O., 10)

Mit der Bestimmung, nur mit Sätzen sei ein neuer Redegegenstand zu etablieren und dieser zugleich zu qualifizieren, formuliert Deppermann in interaktionistischer Redeweise nichts anderes als die Artikulation von Prädikat-Argument-Strukturen, die in Abschnitt 2.1 als grundlegende semantische Eigenschaft von Sätzen angegeben wurde. Seine Schlussfolgerung (a. a. O., 12) lautet:

Sätze sind ein unverzichtbares Instrument zur Ausübung subjektiver Agency in Interaktionen, da mit ihnen die Progression der Interaktion vom Sprecher eigenständig gesteuert werden kann.

5 Einzelsprachliche und universale Aspekte

In den vorangehenden Abschnitten wurde bereits darauf verwiesen, dass das Konzept ‚Satz‘, das wir zunächst sprachspezifisch mit Blick auf das Deutsche bestimmt haben, übereinzelsprachliche Geltung hat, dass also die einzelsprachliche Kategorie die Konkretisierung einer abstrakteren universalen Kategorie darstellt. Allerdings wird gerade in jüngster Zeit intensiv debattiert (vgl. Haspelmath 2012), ob für Konzepte wie ‚Wort‘ oder ‚Nomen‘, ‚Verb‘ bzw. allgemeiner die Wortartenbegriffe überhaupt übereinzelsprachliche Kriterien angegeben werden können. Diese Frage ist auch für den Satz zu stellen. Was die Wortarten bzw. „parts of speech“ angeht, so plädiert Lehmann (2013, 141) für eine differenziertere Position, bei der alle sprachlichen Zeichen oder Kategorien von Zeichen, obschon innerhalb eines einzelsprachlichen Systems formal und funktional abgegrenzt, nach universalen Prinzipien eingerichtet sind.

On the one hand, there is a common basis to the part-of-speech systems of the languages of the world; and on the other hand, there is no universal part-of-speech system that was represented in every language. In this, parts of speech behave just like any other linguistic property of a semiotic nature, i. e. one that concerns signs or categories of signs: their conformation is an affair of the particular language as a historical and cultural activity. Such properties are therefore not preassembled at the universal level. They do, however, obey universal principles since every language is a system for the solution of a set of cognitive and communicative problems which, at an appropriate level of abstraction, is the same for all languages and human beings.

Aufgrund kommunikativer Prinzipien, so argumentiert Lehmann (a. a. O., 155), gilt: „The minimum message is composed of a proposition and an illocutionary force.“ Die Proposition wiederum bestehe aus den Grundoperationen Referenz und Prädikation, die auf der syntaktischen Ebene die Form der syntaktischen Funktionen Subjekt und Prädikat annähmen, welche wiederum durch die syntaktischen Kategorien Nominal- und Verbalphrase instanziiert würden. Auf der Ebene der Wortklassen schließlich könne, sprachspezifisch und somit optional, die Unterscheidung durch Nomen versus Verb wiederspiegelt werden. Lehmann fasst hier die bisher gültige *communis opinio* der funktional orientierten sprachtypologischen Forschung zusammen, die wir bereits in Abschnitt 2.1 in der Version von Sasse angesprochen haben. Die Verbindung von Subjekt und Prädikat ist allerdings nach Sasse, wie oben dargestellt, nur eine der möglichen Formen der Umsetzung der satzkonstituierenden Operation. Sasse nimmt insgesamt drei solche Möglichkeiten an. Zum einen kann die satzkonstituierende Operation außerhalb des „S-A-Komplexes“ lokalisiert sein, also außerhalb der Verbindung zwischen Sachverhaltsausdruck und dem bzw. einem ausgezeichneten Aktanten. Hier kommt notwendigerweise ein weiteres prädikatives Element (a. a. O.,

81) hinzu, damit aus dieser Verbindung ein Satz wird. In der polynesischen Sprache Tongaisch, die diesen Typ vertritt, handelt es sich dabei um einen Tempus-Aspekt-Modus-Marker. Bei dem zweiten Typ kommt die satzkonstituierende Operation durch die Kombination eines ausgezeichneten Aktanten zustande, der als Prädikationsbasis dient, mit einem „charakterisierenden Sachverhaltsausdruck“. Dieser Typ wird nicht nur durch Sprachen wie Englisch und Deutsch vertreten, in denen die uns bekannte Konstellation von verbalem Sachverhaltsausdruck und „rektiv“ angebundenem Subjekt vorliegt, sondern auch durch die polynesischen Sprachen Tagalog bzw. das jakalteckische Maya, wo der Sachverhaltsausdruck „partizipienartig“ ist. Schließlich ist beim dritten Typ die satzkonstituierende Operation im Sachverhaltsausdruck selbst lokalisiert. Hier ordnet Sasse wieder Sprachen ganz unterschiedlicher genetischer und sprachtypologischer Klassen zu, nämlich das irokesische Cayuga – eine Sprache, in der alle abgeschlossenen Wortformen, die ihrerseits auf semantisch sachverhaltsbezeichnenden Stämmen aufgebaut sind, bereits Äußerungen darstellen –, das Baskische – eine Sprache, bei der pronominale Affixe am Verb die syntaktischen Funktionen der appositiv angebundenen Aktanten identifizieren –, aber auch das Lateinische. Die sprachtypologische Forschung mag inzwischen zu Modifikationen dieser Typisierung gelangt sein. Der Grundgedanke, dass der Satz ein sprachübergreifendes Strukturprinzip darstellt, das nur einige wenige Grundtypen lizenziert, ist auf jeden Fall bestechend. Auf dieser Basis sind strikt sprach(typ)spezifische Satzdefinitionen einerseits unabdingbar, andererseits aber nicht arbiträr, sondern müssen als funktionale und formale Parametrisierungen der Grundtypen verstanden werden.

Der zweite für die Mitteilungseinheit (Voll-)Satz konstitutive Aspekt neben dem Ausdruck der Proposition, der Ausdruck der „illokutiven Kraft“ bzw. des Illokutionspotentials, wird am Satzmodus bzw. am Satztyp festgemacht. Satzmodi bzw. Satztypen sind verantwortlich für „Sprechaktunterscheidungen in der Grammatik“, vgl. den Titel von König/Siemund (2007). Die Autoren plädieren dafür, dass die drei grundlegenden Satztypen, Aussagesatz-, Fragesatz- und Aufforderungssatztyp (*declarative, interrogative, imperative*) in den meisten, wenn nicht gar allen Sprachen differenziert werden. Sie sprechen davon, diese Distinktion werde „overtly drawn“ (a. a. O., 322). Die formalen Mittel, mit denen dies geschieht, umfassen alle in grammatischen Systemen zur Verfügung stehenden Sprachmittel, von der Intonation, dem Anfügen oder Weglassen von Flexionsaffixen, der Wortstellung bis zur Hinzufügung, Weglassung oder Substitution von Konstituenten (a. a. O., 281). Selten allerdings stehen die formalen Mittel in klarer paradigmatischer Opposition und bilden so „a system of alternative choices“. Ein solcher einfacher Fall liege vor im grönländischen Eskimo, wo die drei Grund-Satztypen durch drei unterschiedliche Verbaffixe differenziert werden. In anderen Sprachen bestünden asymmetrische formale Kontraste. So bestehe im Japanischen zwischen dem Aussagesatz und dem Aufforderungssatz eine paradigmatische Opposition in Form zweier unterschiedlicher Verbaffixe, während der Aussagesatztyp gegenüber dem Fragesatztyp formal unmarkiert sei – Letzterer entsteht aus Ersterem durch Anfügen eines weiteren Affixes. In anderen Sprachen, darunter auch dem

Deutschen, wird z. B. der Aufforderungssatztyp durch eine spezifische Flexionsform des Verbs – im Deutschen den ‚Verbmodus‘ Imperativ – ausgezeichnet, während die beiden anderen Satztypen nicht flexivisch unterschieden werden.

König/Siemund (2007, 287) betrachten die Wortstellung also als das formale Mittel, das in den germanischen Sprachen (Deutsch, Englisch, Norwegisch, Schwedisch, Dänisch) die drei grundlegenden Satztypen voneinander unterscheidet. Wie in Abschnitt 2.2 ausgeführt, wird in der IDS-Grammatik das Merkmal der Verbstellung (Verberst für den Entscheidungs- und den Aufforderungssatztyp, Verbzweit für den Aussage- und den Ergänzungsfragesatztyp) mit anderen Mitteln wie der Prosodie und dem Verbmodus zu einer den Satztyp charakterisierenden Sprachmittelkonfiguration verbunden. Damit tragen wir der Tatsache Rechnung, dass wie auch in anderen Sprachen im Deutschen der Satzmodus, so vermerkt Lehmann (2013, 155), auf nicht-segmentaler Ebene kodiert ist und dass zudem diese nicht-segmentalen Mittel erst in Kombination hinreichend differenzierend wirken.

6 Der Status des Satzes

6.1 Satz als Konstruktion?

Ein gemeinsames Kennzeichen konstruktionsgrammatischer Theorien (CxG) ist die Annahme, alle zeichenhaften Phänomene der Sprache seien im Kern derselben Natur und könnten daher durch ein einheitliches Analyse- oder Beschreibungswerkzeug, eben die Konstruktion, erfasst werden. Dies steht im Gegensatz zu der modularen Vorstellung, nach der etwa lexikalische Einheiten und Syntagmen essentiell verschiedene sprachliche Entitäten seien und der Apparat zu ihrer Beschreibung sich daher auch unterschiedlicher Werkzeuge bedienen könne oder müsse. Die Attraktivität der CxG besteht nun u. a. darin, dass die Aufhebung oder zumindest „Verflüssigung“ der Trennung zwischen Lexikon und (Morpho-)Syntax aus Phänomenen wie Phrasologismen, festen oder halbfesten Verbindungen eine starke empirische Bestätigung zu erhalten scheint. Während die CxG bei diesen Grenzphänomenen, die immer konkretes lexikalisches Material involvieren, ihre Stärke zeigt, ist bei sprachlichen Gegenständen, bei deren Beschreibung – informell gesprochen – kein lexikalisches Material, sondern nur eine Konfiguration von Abstraktionen von oder Variablen für Zeichen involviert ist, nach wie vor ein theoretischer Spielraum zu verzeichnen, der in den Varianten der CxG unterschiedlich interpretiert wird und der, aus meiner Sicht, auch Fehleinschätzungen und Verzerrungen mit sich bringen kann. Die CxG versucht dieser Bandbreite von Zeichen und Zeichenkombinationen durch eine Abstufung von Konstruktionen nach dem Grad ihrer Abstraktheit oder der „Spezifiziertheit“ gerecht zu werden. Jacobs (2008, 7) beispielsweise unterscheidet binär zwischen vollspezifizierten Konstruktionen, die keine Variablen enthalten, und nicht-vollspezifizierten

oder „schematischen“. Vollspezifiziert sind so genannte „atomare“ Konstruktionen, die Simplizia wie das Verb *töten* modellieren, aber auch lexikalisierte Komposita wie *Handschuh* oder Paarformeln wie *fix und fertig*. Phraseologische Konstruktionen wie die *In-Beziehung-Setzen*-Konstruktion oder auch morphologische Konstruktionen wie die ornative *be*-Konstruktion enthalten typischerweise eine Kombination aus konkretem Material und Variablen für bestimmte Slots der Konstruktion. „Rein syntaktische Konstruktionen“, wie ich sie nennen möchte, sind schematisch, ihre phonologische Struktur besteht nur aus Variablen. Als Beispiel kann die „benefaktive Dativkonstruktion“ (Jacobs 2008, 6) herangezogen werden, die die Kombination eines transitiven Verbs mit einer NP im Akkusativ und einer NP im Dativ wie in *dem Freund eine Suppe kochen/der Mutter die Einkaufstasche tragen* usw. erfasst.

Traugott (2008), aufgegriffen in Diewald (2009, 450 f.), unterscheidet vier Abstraktionsstufen von Konstruktionen:

- (a) Makrokonstruktionen: abstrakte Schemata wie die transitive Konstruktion, die ditransitive Konstruktion, die partitive Konstruktion, die Gradmodifizierer-Konstruktion (oder auch die benefaktive Dativkonstruktion),
- (b) Mesokonstruktionen: Mengen sich ähnlich verhaltender Konstruktionen, z. B. *(a) kind/sort of* im Gegensatz zu *a bit/lot of* etc.,
- (c) Mikro-Konstruktionen: individuelle Konstruktions-Typen, z. B. *(a) kind of* gegenüber *a bit of*,
- (d) Konstrukte: empirisch attestierte Token.

Diewald kommentiert hierzu: Die Konstruktionen (a) bis (c) seien auf Types bezogen, (d) hingegen auf Tokens. Hier liegt m. E. eine Fehlinterpretation vor, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen sind Konstruktionen prinzipiell auf Types bezogen. Selbst wenn ein Token, also ein bestimmtes Sprachereignis oder -ergebnis in Raum und Zeit zum Anlass einer Analyse in konstruktionsgrammatischem Rahmen wird, ist eben dieses Format nur dazu geeignet, den „zugrundeliegenden“ Type zu erfassen. CxG-Formate enthalten keine Position für die Erfassung von Sprachereignissen, also für Sprecher/Hörer bzw. Schreiber/Leser, Situation, Kontext usw. Zum anderen liegt mit dieser Verwendung von *Konstrukt* – Konstrukt als „konkreteste“ Form der Konstruktion – eine Vermischung von Gegenstand und Analyse/Beschreibung des Gegenstandes bzw. von Objekt- und Metasprache vor, die in anderen konstruktionsgrammatischen Traditionen auf vorbildliche Weise vermieden wird. So wird bereits in der „Berkeley Construction Grammar“ (vgl. z. B. Kay/Fillmore 1999), später in der auf diesem Ansatz aufbauenden „Sign-based Construction Grammar“ (SBCG; vgl. Boas/Sag/Kay 2012; Sag 2012) strikt geschieden zwischen Entitäten im Sprachmodell („model objects“ gemäß Sag 2012, 71) – das Sprachmodell ist seinerseits eine Abbildung des Objektbereichs, bei dem von den für das Model irrelevanten Eigenschaften, z. B. phonetischer Variation abgesehen wird – und den Beschreibungen („descriptions“) dieser Entitäten. Die wichtigsten *model objects* sind Zeichen, d. h. formale Repräsentationen konkreter (im oben bestimmten Sinne von ‚variablenfrei‘) Wörter,

Phrasen und Sätze. Jedes lexikalische Zeichen und jede feste phrasale Verbindung wird lizenziert durch ein „Listem“, eine listenartige Beschreibung eines Zeichens. „Konstrukte“ sind die andere wichtige Art von *model objects*. Sie werden erfasst bzw. lizenziert durch „(kombinatorische) Konstruktionen“. Es heißt dann bei Sag (2012, 72):

Signs and constructs [...] are part of the language model. Listemes and constructions are descriptions that license classes of linguistic objects (signs and constructs) – they are part of the grammar (the description of the language model; the theory of the language).

Eine gewisse Unschärfe liegt hier vor im Gebrauch von „sign“: Zum einen sind nur Wörter und feste Verbindungen signs, gegenüber den kombinatorischen „constructs“, zum andern fallen beide unter den erweiterten Begriff von „sign“.

Wie steht es nun in diesem Kontext mit dem Satz? Ein Satz wie *Eva sieht den Baum* kann (als Type) ein Zeichen des Deutschen sein, wenn es eine kombinatorische Konstruktion bzw. eine hierarchisch geordnete Menge kombinatorischer Konstruktionen gibt, die das „Konstrukt“ lizensieren, aus dem (informell gesprochen) das komplexe Zeichen besteht. In der SBCG ist – ähnlich wie in anderen Varianten der CxG – die „Subjekt-Prädikat-Konstruktion“ die hierarchisch übergeordnete Konstruktion, die den finiten Verbalkomplex (d. h. das Finitum + Komplemente außer dem Subjekt) mit dem Subjekt in Konstruktion bringt. In unserem Beispiel wird also, top-down betrachtet, das Zeichen für *Eva* mit dem Konstrukt für *sieht den Baum* kombiniert. Dieses Konstrukt wiederum wird durch die „Prädikative-Kopf-Komplement-Konstruktion“ aus dem Zeichen für das transitive Verb *sehen* (bzw. der finiten Form *sieht*) und dem Konstrukt für die Phrase *den Baum* erfasst. Dies sind die in Boas/Sag/Kay (2012, 16) angegebenen informellen Bestimmungen für die beiden genannten Konstruktionen:

(a) Combine a subject and a finite VP to form a clause whose meaning is a proposition. (Subject-Predicate Construction).

(b) Combine a lexical head and all of its complements except its subject to form a phrase whose meaning is a predicate. (Predicational-Head-Complement Construction).

Eine ganze Reihe weiterer flexivischer und syntaktischer Konstruktionen sind notwendig, um die Lizenzierung des genannten Satzes zu vervollständigen. Es dürfte damit deutlich geworden sein, dass in einer Konstruktionsgrammatik wie SBCG die satzbezogenen Konstruktionen weitgehend Phrasenstrukturregeln entsprechen (vgl. auch Jacobs 2008, 7), mit dem Unterschied, dass neben der syntaktischen auch die phonologische und die semantische Struktur erfasst wird. Wichtig allerdings ist, dass die beiden unter a) und b) genannten Konstruktionen in diesem Ansatz keine semantische Spezifikation erfordern, da, wie Sag (2012, 9) bezüglich der Subjekt-Prädikation-Konstruktion angibt, das Kompositionalitätsprinzip dafür sorgt, dass die semantischen Spezifikationen (z. B. die Angaben zum jeweiligen FRAME) der Töchter-Konstituenten, also der VP und der NP, zur propositionalen Semantik der Mutter,

also der Klausel, verknüpft werden. Bekanntlich divergieren die konstruktionsgrammatischen Ansätze darin, ob sie auch kompositionale Strukturen unter das Konzept der Konstruktion fassen, wie es in SBCG geschieht, oder nur nicht-kompositionale Strukturen. Aber auch dies ist im Hinblick auf den Satz ohne Belang, müssen doch, unabhängig von jeder Theorie, neben kompositionalen Strukturen wie *Eva sieht den Baum* auch nicht-(voll-)kompositionale wie *Eva lässt sich einen Bären aufbinden* als Sätze gelten können.

Fassen wir zusammen: In der hier genauer betrachteten Version der Konstruktionsgrammatik sind Sätze (als Types) Zeichen, die auf der Kombination phrasaler Konstrukte beruhen, die ihrerseits durch hierarchisch (d. h. formal durch Merkmalsvererbung) miteinander verbundene Konstruktionen lizenziert werden.

6.2 Satz als Zeichen oder Schema

Wie im vorangehenden Abschnitt ausgeführt, haben in der SBCG die Types konkreter Sätze Zeichenstatus. Dieser Auffassung schließe ich mich an – ohne mich auf diesen oder überhaupt einen konstruktionsgrammatischen Theorieansatz verpflichten zu wollen. Die Konstruktionen, die (verkürzt gesprochen) diese Zeichen lizenzieren aber betrachte ich – in Übereinstimmung mit SBCG – nicht als Zeichen, ob sie nun jeweils eine semantische Struktur involvieren oder auf allgemeine Prinzipien wie das Kompositionalitätsprinzip rekurren. Aus meiner Sicht bedeutet es eine Überdehnung des Zeichenbegriffs, wenn Regeln oder eben Konstruktionen, die – je nach Perspektive – grammatisch korrekte Zeichenkombinationen (bzw. wenn man so will, komplexe Zeichen) erzeugen oder lizenzieren, selbst als Zeichen betrachtet werden. Das Argument, auch schematische Konstruktionen seien notwendigerweise bedeutungsvoll oder könnten dies zumindest sein, sticht aus meiner Sicht nicht. Wenn Zeichenhaftigkeit nur heißt, eine Ausdrucksseite und eine Inhalts- oder Funktionsseite zu haben, ist es unmöglich, jenseits dieser trivialen Bestimmung notwendige und hinreichende Bedingungen für den Status als sprachliches Zeichen anzugeben. Bereits für komplexe Zeichen wie den Satz fällt es schwer, bestimmte Eigenschaften der prototypischen sprachlichen Zeichen, nämlich der Wörter, wiederzuerkennen. Konkrete Sätze sind anders als Wörter, oder besser: morphologische Simplizia, keine arbiträren Zeichen, also Symbole. Ihre Gesamtbedeutung ist im Allgemeinen durch die Wortbedeutungen und den syntaktischen Aufbau motiviert. Folgt man Keller (1995, 254) in der Generalisierung, dass alle drei Arten von Zeichen (Symptom, Ikon, Symbol) eine gemeinsame Funktion haben, nämlich die Funktion, interpretiert zu werden, und dass sprachliche Symbole in der Weise interpretiert werden, dass sie zu regelgeleiteten Schlüssen Anlass geben, dann sind Sätze Zeichen, nicht aber die Regeln, die eben diese Schlüsse ermöglichen. Zu diesen Regeln gehören auch die „Konstruktionen“, die die Sätze lizenzieren: Aus *Eva sieht den Baum* können wir Schlüsse ziehen, z. B. dass in Sichtweite von Eva sich ein Baum befindet, dass derjenige, der diesen Satz

äußert, uns eine Mitteilung machen will, deren propositionaler Gehalt darin besteht, dass Eva diesen Baum sieht, usw. Aus den Konstruktionen, die den Satz lizensieren (z. B. der Subjekt-Prädikat-Konstruktion und der Prädikativen-Kopf-Komplement-Konstruktion) können weder insgesamt noch je für sich derartige Schlüsse gezogen werden. Ohne die bezüglich aller Variablen „erfüllende“ Substanz in Form von Wortformen sind die Konstruktionen nur leere Zeichenschemata.

6.3 Satz als Teil des Sprachsystems?

Im Anschluss an Saussure wird immer wieder die Frage aufgeworfen, ob der Satz als Einheit der *langue* oder der *parole* zu verstehen sei. Gehen wir zunächst davon aus, dass der Satz hier generisch zu verstehen ist, also so viel heißt wie ‚jeder (wohlgeformte, aus Wortformen aufgebaute) Satz‘. Da ich keinen kompetenten Beitrag zur Saussure-Exegese zu leisten vermag, erlaube ich mir nur einen kurzen Kommentar und gehe dann über zur allgemeineren Frage, ob der Satz (in diesem Sinne) als Teil des Sprachsystems zu verstehen ist. Saussure hat, so liest man nicht nur in der von Bally und Sechehaye erstellten Ausgabe des „Cours de linguistique générale“, sondern zudem auch aus den Quellen in der kritischen Ausgabe CLG/E, den Satz der *parole* zugeordnet. So heißt es: „La phrase est le type par excellence du syntagme. Mais elle appartient à la parole, non à la langue [...]“ (CLG/E, 283). Anders als andere Anreihungen, z. B. fertige Redensarten („locutions toutes faites“) wie z. B. *à quoi bon? allons donc!* (CLG/E, 284) (bzw. *mir nichts, dir nichts*, vgl. GRF, 148), unterliege der Satz der Freiheit des Individuums in der Zusammenstellung. Saussure scheint also nur solche Anreihungen der *langue* zuzuordnen, die nach festen Mustern gebaut sind, die ihrerseits „sous forme de souvenirs concrets“ (CLG/E, 285; „durch konkrete Erinnerungen“, also Erinnerungen an einen Wortlaut, G.Z.) gestützt sind. Dabei gesteht Saussure auch zu, dass die Grenzen zwischen Anreihungen, die der *langue* angehören, und solchen der *parole* fließend sind. Diese Auffassung allerdings ist umstritten. So erkennt Amacker (2001, 1744) hier bei Saussure „une confusion regrettable entre l'exécution concrète du signe et la formation d'une entité linguistique complexe“. Er kommentiert weiter (a. a. O., 1745):

S'il est vrai que, au niveau linguistique, les sujets parlants forment leurs phrases avec plus ou moins d'originalité, en recourant aussi plus ou moins à des combinaisons toutes faites, il n'en est pas moins vrai que, au niveau sémiologique, toutes les phrases possibles, toutes les unités complexes produites par le ‚mécanisme de la langue‘ sont des signes que réalisera concrètement l'acte de parole où ils seront utilisés dans le circuit de la communication.

Ein bleibendes Verdienst der generativen Theorie ist nun in diesem Zusammenhang, dass sie uns nachdrücklich auf die generative Kapazität des Sprachsystems, wo auch immer man dies verorten mag, hingewiesen hat. Es erfasst, lizensiert, erzeugt (im technischen Sinne der Automatentheorie) eine unendliche Menge von Types konkre-

ter Sätze. Das heißt aber nicht, dass diese Types eine Präsenz hätten als Repräsentationen von Symbolketten, weder in dem formalen System, das als Abbild der menschlichen Sprachkompetenz betrachtet werden mag, noch in der Kompetenz selbst. Was repräsentiert sein muss, sind die elementaren Bausteine und die Regeln („Konstruktionen“) ihrer Kombination. Diese Konstruktionen sind also Teil des Sprachsystems, ohne dass, wie im vorangehenden Abschnitt argumentiert, diese Konstruktionen selbst als Zeichen betrachtet werden müssen. Die aktualen, von Sprechern oder Schreibern „externalisierten“ Sätze sind als Tokens Teil der Sprachverwendung, der parole. Man kann sicher, um den abstrakten Charakter der satzlizensierenden Regeln/Konstruktionen zu betonen, auch von Schemata sprechen. Allerdings sollte dabei beachtet werden, dass es nicht ein Schema für „den“ Satz des Deutschen gibt. Auch Schemata im Sinne der traditionellen Satzbaupläne sind nicht hinreichend, charakterisieren sie doch nur die Kombination von Verb und Komplementen, andere Erweiterungen (Adjunkte, Kommentarglieder usw.) bleiben unberücksichtigt. Auch sollte bedacht werden, dass bei CxG mit einer ganzen hierarchisch geordneten Menge von Konstruktionen/Schemata gerechnet werden muss, die zur Lizenzierung eines bestimmten Satzes gebraucht werden.

7 Zusammenfassung

In der hier vertretenen oberflächennahen Konzeption wird die Kategorie Satz, im Anschluss an die IDS-Grammatik, als Verbindung einer finiten Verbform mit ihren Komplementen bestimmt. Diese auf die interne Syntax ausgerichtete Bestimmung fasst den Satz als syntaktisches Pendant der Proposition, der Kombination von Prädikat und Argument(en). Nur bei kommunikativer Vollständigkeit in Form des ‚Vollsatzes‘ kommt zum Ausdruck der Proposition auch das Verfügen über ein illokutives Potential hinzu. Nebensätze, z. B. Komplementsätze oder Relativsätze – finite Strukturen mit propositionalem Gehalt und daher Sätze –, werden nicht als illokutionstragend betrachtet. Anders als in auf externe Kriterien gerichtete Satzdefinitionen, die die syntaktische Freiheit gegenüber dem Kontext zur Definitionsgrundlage wählen, werden Mitteilungseinheiten ohne Finitum (bezogen auf das Deutsche oder andere europäische Sprachen) nicht als Sätze betrachtet – auch wenn sie propositional ausdifferenziert und illokutionstragend sein mögen. Ihnen gegenüber, so wird argumentiert, ist der Satz die prototypische Form. Dies gilt ausdrücklich auch für die gesprochene Sprache. Diese grundlegenden Eigenschaften des Satzes können auch auf Sprachtypen verallgemeinert werden, die nicht auf die Konstellation von finitem Verb und (mindestens) Subjekt rekurren. Auch dort ist über die Prädikat-Argument-Realisierung hinaus jeweils ein spezifischer satzkonstituierender Akt oder, anders gesagt, eine bestimmte spezifische Sprachmittelkonfiguration für die ausgezeichnete Mitteilungseinheit gegeben. In sprachtheoretisch-semiotischer Perspektive ist der

Satz ein komplexes Zeichen, das im Rahmen konstruktionsgrammatischer Theorien als konstruktional lizenziert, und zwar durch eine geordnete Menge von Konstruktionen, u. a. die Subjekt-Prädikat-Konstruktion, betrachtet werden mag. Diese Konstruktionen oder Schemata selbst sind keine Zeichen. Durch die Regeln oder Konstruktionen oder auch einfach durch das Wissen und die Kompetenz des Sprechers sind lizenzierte Sätze als Types Einheiten des Sprachsystems. Dies setzt nicht voraus, dass sie „irgendwo“ repräsentiert, im Sinne von gespeichert und vorrätig gehalten, wären. Jedes Satzvorkommen, jedes Token in einer Äußerungssituation, kann gleichzeitig konform mit dem Sprachsystem und Ausdruck von Individualität und Kreativität in der parole sein.

8 Literatur

- Allerton, David J. (1969): The sentence as a linguistic unit. In: *Lingua* 22, 27–46.
- Altmann, Hans (1993): Satzmodus. In: Joachim Jacobs u. a. (Hg.): *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Band 1. Berlin/New York, 1006–1029.
- Amacker, René (2001): La dimension synchronique dans la théorie linguistique de Saussure. In: Sylvain Auroux u. a. (Hg.): *Geschichte der Sprachwissenschaften. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Band 2. Berlin/New York, 1735–1746.
- Auer, Peter (2010): Zum Segmentierungsproblem in der Gesprochenen Sprache. In: *LiSt – Interaction and Linguistic Structures* 49, 1–19.
- Bloomfield, Leonard (1933): *Language*. New York.
- Boas, Hans C./Ivan A. Sag (Hg.) (2012): *Sign-Based Construction Grammar*. Stanford.
- Boas, Hans C./Ivan A. Sag/Paul Kay (2012): Introducing sign-based construction grammar. In: Boas/Sag, 1–29.
- Bredel, Ursula (2010): Strukturfunktionale und erwerbstheoretische Aspekte des Interpunktionsystems am Beispiel des Ausrufezeichens. In: Ursula Bredel/Astrid Müller/Gabriele Hinney (Hg.): *Schriftsystem und Schrifterwerb: linguistisch – didaktisch – empirisch*. Berlin/New York, 259–275.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie*. Jena.
- CLG/E = Saussure, Ferdinand de (1967): *Cours de linguistique générale*. Édition critique par Rudolf Engler. Wiesbaden.
- Deppermann, Arnulf (2012): Über Sätze in Gesprächsbeiträgen – wann sie beginnen und wann man sie braucht. In: Colette Cortès (Hg.): *Satzeröffnung. Formen, Funktionen, Strategien*. Tübingen, 1–14.
- Deutsche Rechtschreibung (2005): *Regeln und Wörterverzeichnis. Amtliche Regelung*. Herausgegeben von der Zwischenstaatlichen Kommission für deutsche Rechtschreibung. Tübingen.
- Diewald, Gabriele (2009): Konstruktionen und Paradigmen. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 37, 445–468.
- Duden-Grammatik = Dudenredaktion (Hg.) (2009): *Duden – Die Grammatik*. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim u. a.
- Dürscheid, Christa/Jan Georg Schneider (2015): Satz – Äußerung – Schema. In: Ekkehard Felder/Andreas Gardt (Hg.): *Handbuch Sprache und Wissen*. Berlin/Boston (Handbücher Sprachwissen, 1), 167–194.

- Eisenberg, Peter (2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz. 4., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart/Weimar.
- Forsgren, Kjell-Åke (1992): Zum Problem des Satzbegriffs im Deutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 114, 3–27.
- Glinz, Hans (1994): Grammatiken im Vergleich. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein. Tübingen.
- GRF = Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Charles Bally und Albert Sechehaye. Unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Übersetzt von Herman Lommel. 2. Auflage. Berlin.
- Grundzüge (1981) = Heidolph, Karl Erich/Walter Flämig/Wolfgang Motsch (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin.
- Haspelmath, Martin (2012): How to compare major word-classes across the world's languages. In: Thomas Graf u. a. (Hg.): Theories of Everything. In Honor of Ed Keenan. Los Angeles, 109–130.
- Hennig, Mathilde (Hg.) (2013): Die Ellipse. Neue Perspektiven auf ein altes Phänomen. Berlin/New York.
- Hoffmann, Ludger (Hg.) (1992): Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin/New York.
- Huddleston, Rodney/Geoffrey K. Pullum (2002): The Cambridge Grammar of the English Language. Cambridge.
- IDS-Grammatik (1997) = Zifonun, Gisela u. a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bände. Berlin/New York.
- Jacobs, Joachim (2008): Wozu Konstruktionen? In: Linguistische Berichte 213, 3–44.
- Kay, Paul/Charles Fillmore (1999): Grammatical constructions and linguistic generalizations: The *What's X Doing Y?* construction. In: Language 75, 1–33.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen/Basel.
- Klein, Wolfgang (1993): Ellipse. In: Joachim Jacobs u. a. (Hg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Band 1. Berlin/New York, 763–799.
- Koch, Peter/Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.
- König, Ekkehard/Peter Siemund (2007): Speech act distinctions in grammar. In: Timothy Shopen (Hg.): Language Typology and Syntactic Description. 2. Auflage. Band 1: Clause Structure. Cambridge, 276–324.
- Lehmann, Christian (2013): The nature of parts of speech. In: Sprachtypologie und Universalienforschung 66, 141–177.
- Radford, Andrew (2004): Minimalist Syntax: Exploring the Structure of English. Cambridge.
- Sag, Ivan A. (2012): Sign-based construction grammar: an informal synopsis. In: Boas/Sag, 69–202.
- Sasse, Hans-Jürgen (1991): Predication and sentence constitution in universal perspective. In: Dietmar Zaefferer (Hg.): Semantic Universals and Universal Semantics. Berlin/New York, 75–95.
- Simmler, Franz (Hg.) (2011): Geschichte der Gesamtsatzstrukturen vom Althochdeutschen bis zum Frühneuhochdeutschen. Bern u. a.
- Stein, Stephan (2003): Textgliederung. Einheitenbildung im geschriebenen und gesprochenen Deutsch. Theorie und Empirie. Berlin/New York.
- Traugott, Elizabeth Closs (2008): The grammaticalization of NP of NP patterns. In: Alexander Bergs/Gabriele Diewald (Hg.): Constructions and Language Change. Berlin, 23–45.
- Zifonun, Gisela (1987): Kommunikative Einheiten in der Grammatik. Tübingen.
- Zifonun, Gisela (2014): Text und Grammatik – Allianz oder Mesalliance. In: Péter Bassola u. a. (Hg.): Zugänge zum Text. Frankfurt a. M., 469–495.